

# Meine Küsnachter Dorfstrasse 1950–1959 (I)

Rudolf Meyer

Im Haus einer meiner beiden älteren Schwestern Veronika und Elisabeth sprudelte unaufhaltsam einmal mehr meine mündliche Brunnenröhre mit Erinnerungen aus der Kinderzeit in Küsnacht. Ich solle mir doch all dies einmal vom Leib schreiben, vielleicht sei ich dann geheilt ... Aus diesem grosschwesterlichen Therapiehinweis sind nun diese folgenden Seiten entstanden. Eines meiner Vorbilder sind die «52 Wanderungen» meines Altersgenossen Franz Hohler. Ich erzähle also in der Gegenwart der fünfziger Jahre, nicht in der Vergangenheit. Dabei verzichte ich auf eine exakte Chronologie, da es sich doch eher um eine Romanze als um eine Chronik handelt. Ungenauigkeiten mögen meine AltersgenossInnen gnädig entschuldigen. Die damaligen Namen wollte ich anfänglich allesamt durch Pseudonyme verschlüsseln. Doch «Nomen est Omen»: die Namen und ihre Klänge gehören zu meinen bleibenden Eindrücken. Sollten sich Nachkommen daran stören, so bitte ich auch in diesem Falle um grossherzige Nachsicht!

«Gesunde Fische schwimmen gegen den Strom» heisst meine Maxime, und so beginne ich draussen, also im See. Die Dorfstrasse bleibt ein Komplex und umfasste damals Hornweg, heute Ludwig-Snell-Weg, Dorfstrasse, Obere Dorfstrasse und den Beginn der Allmend- und der Unteren Heslibachstrasse bis zur Kreuzung am Ende der von Zollikon herführenden Alten Landstrasse.



*Flugbild von Walter Mittelholzer, 1919.*

## Das Horn und die «Helvetia»

Beim genüsslichen Begehen der Zürcher Quaibrücke vom Bellevue zum Bürkliplatz (d Ggèèbrugg bim Bellwü) wandert der freie Blick auf den See und zu den Schneebergen zwischen Glärnisch und Uri-Rotstock. Doch hinter dem Zürichhorn lugt das topographisch markante, baumbestandene Delta des Küssnachter Horns in den See hinaus, am Ursprung der Dorfstrasse! Für die grösseren Schiffe, vor allem für die 65 Meter lange alte «Helvetia» von 1875 erfordert diese Landzunge ein grösseres Kunststück des Steuermanns. Gerne bin ich an Sonntag-nachmittagen zusammen mit meiner kleinen Schwester Gisula um 17:40 Uhr am Schiffsteg, allein dieses Landemanövers wegen. Fünf Minuten vor Ankunft dampft sie,



Salondampfer «Helvetia» vor der Steinburghaas.

Foto: Albert Häderli

in der Seemitte hinter den Pappeln des Horns von Rapperswil herkommend, hervor, schwarz-kohlenrauchend. Ein mich hilflos-hoch anmutender Ruf des Dampforns leitet das Landungsmanöver ein. Da der Antrieb des Kolosses durch die Schaufelräder aus seiner Mitte geschieht, sind engere Kurven schlicht unmöglich. Also wird, wie beim Stopfen von offenen Wollstrumpfknieen, gewiefelt, drei- bis viermal hin und her seeabwärts vor der Steinburghaas. Hurtig räumt Hans Huber seine Miet-Pedalos und -Ruderböötli beiseite, da nur ein Meter bleibt bis zum Steuerruder der Helvetia. Die vielen Ausflügler an Bord haben ja Zeit, sich schaulustig auf die landwärtige Seite hinüber zu begeben, so dass das Steuerbord bis zur Scheuerleiste tief ins Wasser hinunterreicht, während die Schaufeln des Backbords luftige Pantomime spielen. Manchmal überkommt mich schon die Angst: Wenn der Kahn doch kippte, wie vor ein paar Jahren die «Albis» absoff? Endlich liegt die «Helvetia» am Schiffsteg.

Grosses Aufatmen! Das Schiff geht wieder zurück in die Waagrechte, um die hundert Tobel-Ausflügler auch noch aufzunehmen. Nach vollen zehn Minuten seit dem Hornsignal darf das Ungeheuer losdampfen. Mich beeindruckt zudem das nach hinten offene Steuerhaus. Just am Vorabend der Dampf-Renaissance wird mein Lieblingsschiff der Zürichsee-Dampfschiffahrtsgesellschaft später nach der G59 zugrunde gerichtet und danach vollkommen verlottert als Wrack in die Kibag-Kieslagunen vor Nuolen verschleppt. Übrig bleibt dort gemäss offizieller Lesart fürderhin bloss noch die Schiffsschale, die zur Herberge für drei wunderschöne Birken wird. Fragen dazu stehen seit Sommer 1964 im Raum. Da wird es der «Blümlisalp» auf dem Thunersee später doch wesentlich besser ergehen mit ihrer Auferstehung als reissender Publikumsmagnet!

## Ursprung

Draussen, noch unsichtbar im noch untiefen Seewasser, liegt der Ursprung unserer Dorfstrasse, fünf Meter ausserhalb der Geschiebebezugung des Küssnachter Tobelbachs mit samt dem angerosteten senkrechten Wenderohr, dessen Wasserstrahl ausschliesslich zum feierlichen Geburtstag der Schweizerischen Eidgenossenschaft in die Höhe schies-



*Hornanlage mit charakteristischen Pappeln.*

Brünnlein. Mittendrin sitzt doch ein anmutiger Bronzeknabe, in seinen Händen je einen Fisch haltend. Die beiden Wasserdüsen sind miteinander verkoppelt, so dass mein Bruder Hannes und ich uns regelmässig nassspritzen. Wer hat angefangen? Und da gibt es auch etliches Buschwerk, das den ersten, noch scheuen ersten Liebeszenen einen willkommenen Unterschlupf bietet. Beherrschend jedoch ist die grosse gepflegte Wiese mit dem Hundeverbot, die zur erwähnten Bundesfeier als willkommene Standfläche dient, auf welcher die Festgemeinde die feierlich-andächtige Rede eines wichtigen öffentlichen Mannes zur Standfestigkeit der Nation andächtig inhaliert. Gemäss Korintherbrief des Paulus «sollen die Frauen in der Gemeinde schweigen», noch. Davor und danach bläst die Harmonie Eintracht zum Beispiel ihren «Marsch zum Einzug der Priester» aus Mozarts «Zauberflöte». Hinter dem Rasen beginnt dann die Dorfstrasse bei der Hornwegbrücke, der Verbindung zur Zehntentrotte und der Nervenklinik Dr. Brunner. Vorbei am damaligen Wohnsitz Meinrad Lienerts im unteren, im obern Hausteil von NZZ-Redaktor Dr. Hans Wyss. Zur Zehntenhaab später. Die Zehntenhaab ist Ort der ergreifenden Ballade von C.F. Meyer «Der Rappe des Komturs» von 1874.

Wie die Kapelle einer Freikirche steht sie da, die Fleischhalle J. C. Guggenbühl zum «Sonnenbühl», jener Ort, wohin die noch wenigen Küsnachter Bauern vom Dorf und vom «Berg», wie Limberg, Kaltenstein und Forch heissen, ihr Vieh zur Metamorphose von der Weide auf den Teller hinführen. Gen Norden befindet sich der grosse Laden, seewärts dagegen die Schlachtzone. Darüber, im langen Estrich dann die Abfallregion, wo sich in Fleischresten unzählige weissliche Madenwürmer herumtreiben, die wir zum Fischen an die Angel stecken zum leckeren Verzehr der Schwalen, Eglis und Felchen. Und am Dachgebälk hängen aber auch noch diverse Schweineblasen. Einmal komme ich vorbei, wie gerade bei offener Haupttüre eine riesige Kuh betäubt, getötet und danach in viele Bestandteile zerlegt wird. Warum nur laufe ich nicht weg, der ich sonst bei jedem Unfall das Weite suche und keinerlei Schaulust pflege? Ist es Gwunder, Interesse oder auch argloses Bestaunen des virtuosen Schlachthandwerks? Nur selten heisst mich meine Mutter «bim Guggebüel» Würste holen – mit der Begründung, die «Metzag» beim Bahnhof liege eben näher. Und dort arbeite eben eine Frau, die als alleinerziehende Mutter von Doris arbeiten gehe. Ja, dort diene auch der kugelige Poldi als Ausläufer mit seinem VW-Lieferwägelchen.

sen darf. Die Horgener nämlich lassen ihre weit höhere Fontäne viel öfter gen Himmel schiessen: Unser Nachbarschaftsneid nagt! Wir lieben die vorgelagerten Kiesbänke, wo wir mit unserem einarmigen Pfarrer-Vater jeweils flache Kieselsteine über das ruhige Wasser des Sees schiessen lassen im lustigen Wettbewerb, wer die meisten Hüpfen hinkriegt. Er bringt es gerne mal auf zwölf!

Über die zackigen, für Kinder wunderbaren kleinen Kletterfelsen geht es landeinwärts zum Kiesplatz mit dem Zweistrahl-

## Blechpiste

Der Weg vom Horn ins Dorf kennt zwei Gefahrenzonen. Erstens: Wie über die breite Seestrasse-Rennbahn gelangen? Frei in der Tempowahl dürfen die Herren Autofahrer hier ihrem Gaspedal fröhnen. Fahrerinnen gibt es eher wenige, ihnen voran jedoch Frau Kleisli vom Taxiunternehmen. Sie und ihr Mann betreuen einen grünen Chevrolet und einen schwarzen, langen Hochzeits-Chrysler. Dieses Paar verströmt eine gewisse hoch respektierte Heiligkeit wie Ärzte, Industrielle oder Rechtsanwälte. Denn allein zu ihnen, den Bankdirektoren und Unternehmern, passen schwere Limousinen aus Übersee. Der motorisierte Rest begnügt sich hingegen mit Zuckerwassermotörli («Christenverfolger»), Vespa, Töffli, Motto Guzzi, 2CV (Döschwoo), Renault-Heck, Fiat und VW. Nun also die waghalsige Überquerung der Seestrasse. Bei Zeitknappheit ein Spiessrutenrennen zwischen schnell-fahrenden Autos hindurch, ungeschützt, also ohne Fussgängerstreifen! Besonders an Wochenenden kommt es auf der Höhe Strandbad regelmässig zu blutigen Begegnungen zwischen Blech und Fleisch! Wen es erwischte, die oder der hat des hohen Sozialgefälles wegen null Chance auf einen fairen Rechtsweg, um den Anwälten der Vermögenden Paroli zu bieten.

Zweitens dann: bei geschlossener Barriere die dunkelfeuchte Stinkgrotte unter dem Bahngelände hindurch mit ihrem heimlichen bis unheimlichen Freiluft-Pissoir mitsamt seinem ätzenden Parfum: Sie wird gerne von roheren Vertretern des starken Geschlechts frequentiert.

## Unterhalb der Bahn

Jenseits des Todesstreifens erwartet uns linkerhand die gemütliche Wirtschaft «zur Salzwaag», und ihr gegenüber die mechanische Werkstätte Leuthold, wo man Männer beim Schweissen im Freien bewundern darf.

Rechterhand wohnen die beiden Gemeindeschwestern, die Diakonissen Elsa und Klara, die sich als Vorstufe der späteren Spitex Tag und Nacht flink um leidende Kranke kümmern und oft mit ihrem VW unterwegs sind. Später werden sie dann heiraten.

Oberhalb der Poststrasse die Bäckerei Richner mit der gemütlichen Berndeutsch reden-

den Bäckerfrau und der verkaufenden Mitarbeiterin, welche hingebungsvoll dem reformierten Kirchenchor ihre klare Stimme leiht und ein wenig der weltberühmten Sopranistin Maria Stader gleicht. Der Knabe Hans machte mit mir den Kindergarten durch. Denn unsere Kindergärtnerin litt unter schweren Depressionen, und ihr Gesicht glich einer dräuenden Gewitterwolke, weshalb ich dann und



Heimetli, 1926.

wann aus Angst vor ihr schwänzte und die Zeit versteckt hinter dem Ligusterstrauch des katholischen Pfarrhauses zubrachte. Meine dortigen Schwierigkeiten beim Schuhbinden werden mich zeitlebens begleiten. Wir hatten eben nicht das Glück, von der dorfprägenden Diakonissin Tante Julie d'Artuzzi betreut zu werden. Hansli Richner mit seinem Berndeutsch erlitt als Kleinkind infolge Unachtsamkeit in der Backstube eine böse Verbrühung am linken Ellbogen. Diese grosse Blase zieht uns in bewundernden Bann.

Oberhalb Richners gibt es vorderhand noch das frühere Kinderheim «Heimetli», ein behäbiges, efeubewachsenes Wohnhaus inmitten einer grossen, baumumsäumten, beinahe träumenden Blumenwiese! Nicht mehr lange, denn bald wird verdichtet, bald kommt hier ein grösseres Geschäftshaus zu stehen: im Erdgeschoss des ehemaligen Schreiners und heutigen Schulpräsidenten Rudolf Schmid's Eisenhandlung, wo wir unsere Fischereiuensilien erstehen. Daneben Dolder-Kramers Blumenladen, ein beliebter Treffpunkt austauschsüchtiger Küsnachterinnen, dann der Konsumverein Zürich und schliesslich das Schuhhaus Walder. Marie Kramer, Patentante meiner jüngeren Schwester Gisula, gehört zu meiner Familie, eben s Kraami. Wir unterscheiden drei verschiedene Huber-Familien im Dorf: Frau Krami-Huber, im Altersheim Wangensbach der Schäfli-Huber und in der Kirche der Wasi-Huber. Bei Krami darf ich ab der fünften Klasse Blumenausläufer sein. Dazu schnalle ich mir einen riesigen, flachstrohgeflochtenen Korb aufs Velo und suche die angeschriebenen Adressen auf. Oft gibt es Trinkgeld, meistens umgekehrt proportional zur Klasse der Wohnstätten. Dabei gibt es dann und wann kritische Situationen mit Wachhunden in den Gärten. Auch hier: je grösser die Bestie, desto ruhiger! Und zu diesem Dienst trage ich meistens alte Hosen, denen geifernde Boxerschnuten nicht viel anhaben können. Und all dies zu jeder Jahreszeit, bei Sonnenschein oder bei Schneeschauer.

Im seeseitigen Untergeschoss dieses Geschäftshauses, gegenüber einer noch freien Dorfweide, frisiert und rasiert Herr Loosli eher katholische Küsnachter Männer. Und die rosarote Volksbank schmückt gegenüber die Ecke Dorf-/Bahnhofstrasse: die Bank fürs Gewerbe.

### **Krampfader**

Immerhin prägen sieben Bahnschranken das Küsnachter Dorfleben halbstündlich. Sie sichern den Zusammenhalt des Unter- und Oberdorfes weit besser als die später erstellte zentrale Unterführung, weil stets etwas läuft! Die sieben Übergänge heissen Goldbacher-, Boglerenstrasse, Fussweglein zum Kusen, dann Kohlrain, Dorfstrasse, Wiltisgasse und Erlenstrasse. Unsere Eltern ermahnen uns: Bei letzterer dürfen wir Buben uns ja nicht ins Wärterhäuschen verführen lassen, auch wenn uns der Wärter dort mit Schoggelädli anlocke. Er wolle mit unserem Bubenpfeiflein bloss ein wenig spielen. Die ansonsten recht kontrollierte Sozialwelt erlaubt solche Spielchen, wofür 50 Jahre später der Volkspringer am liebsten moralische Todesurteile über Pädophile fällen wird.

Bleiben wir bei der Dorfstrasse, am neuralgischen Thrombosenpunkt. Da Strom noch ein knappes Energiegut ist, müssen die zwei schweren Barrieren Dorfstrasse und Wiltisgasse von Hand an zwei Riesenkurbeln abgesenkt und hochgezogen werden. Nicht allein diese Betätigung erfordert Muskelkraft, sondern die Riesenverantwortung für die reibungslose rechtzeitige Schliessung nach dem jeweiligen Glockenzeichen (Seite Rapperswil eine

Sekunde, Seite Zürich eine Prim) und unter Berücksichtigung der «noch schnell» durch-eilenden Menschen und Gefährte. Alles liegt im Kompetenzbereich der tüchtigen Barrierenfrauen Sciarrella, Maroso und Rolli. Dieses eigentlich hohe Sicherheitsamt, miserabel bezahlt, überlässt man am liebsten dem schwachen Geschlecht allein erziehender Mütter oder wenig begüterter lediger Frauen, um sie zu bewahren vor der almosenden Armenpflege des strengen, Vespa fahrenden Herrn Riegger von der Oberwacht.



*Blick dorfaufwärts bei der Barriere.*

An dieser geschlossenen Bahnschranke haben Jedefrau, Jedermann und Jedesgefährt zu warten, bis die schwere Ae 3/6- oder Be 4/6-Lokomotive den langen Linthaler Zug rasselnd in den Bahnhof zieht. Es begibt sich jedoch einmal jene unheimliche Geschichte: Gemüsehändler Scheideggers Schimmel, der für den «Gmüöös» ausrufenden Meister einen grossen Planwagen durchs Dorf zieht, stolpert in den Rillen des Bahngeleises und fällt hin. Und in diesem Moment soll Frau Rolli die Barriere herniedersenkend! Das ist unter den gegebenen Umständen jedoch illusorisch. Und für das Aufrichten des gestürzten Schimmels sind vorerst vier starke Männer herbeizurufen. Nach zehn Sekunden vernehmen wir Zuschauer von weitem das eisenschraubende, rasselnde Gewitter des nahenden Zuges. Und da erlebe ich die wahre Heldin des Tages, Frau Rolli! Sie schreitet beherzt aus ihrem Allwetter-Holzhäuschen und gebietet mit der blutroten Notfahne dem nahenden Eisenkoloss Einhalt: Siehe da, er kommt zwei Meter vor dem leidenden, leicht blutenden Tier zum Stehen. Männer eilen herzu, stellen den Schimmel sachte wieder auf seine vier Beine, und nach zwei Minuten trotten Schimmel und Wagen weiter. Grosses Aufatmen!

Jeweils an Werktagen um zwei Uhr nachmittags findet das Manöver des Stückgüterzuges statt, in dem die sagenhafte C 3/5 mit Volldampf von Erlenbach her einzelne Güterwagen in Bahnhofrichtung fortschiebt, dann aber solo an der Barriere zurückbleibt, um sich später wieder an den Zug anzukoppeln, Riesendampf Wolken inklusive.

Kleiner Exkurs: Von meinem späteren lebenslangen Freund Rolf Haupt aus dem Eigenheim darf ich folgende von ihm beobachtete Begebenheit, eine wohl halb wahre Legende erzählen, wonach Maler Minellis Sohn (Luigi), Ludwig A. einmal gewahr wird, dass keine Barrierenfrau im Häuschen steht und das Rapperswiler Geläut eben einen Zug ankündigt. Da der Lokführer die geschlossene Barriere Wiltisgasse mit Glück problemlos passiert hatte, jedoch noch anhalten konnte vor der offen stehenden Dorfbarriere, blieb dem Jungen gerade noch Zeit für das Niederlassen der Schranken. Nach der Durchfahrt des Zuges soll er jedoch die Barrierenkurbel verlassen haben, um noch schnell auf den letzten Wagen des in Richtung Zürich fahrenden Zuges aufzuspringen.

Dazu noch die Schülerschar aus dem Küssnachter Bildungsvatikan, dem kantonalen Lehrerseminar, ein Völkchen für sich, gewiss! Diese jungen Leute beleben die Barrierenzone zusätzlich und bescheren mit ihren virtuosen bis beinbrecherischen Aufspringprakti-

ken oder unentschlossenem Zögern dem Bahnhofsvorstand Rupp einen zünftigen Herzinfarkt. Die Zugskompositionen der Goldküstenlinie sind ja ein buntes Wagenpuzzle. Zum Beispiel eine Ae 3/6-Lok, dahinter drei Zweiachserwagen mit Holzmobiliar, zwei Vierachser ebenfalls in Holz, danach noch ein neuer Leichtstahlwagen, bevor der dreiachsige Gepäckwagen die rollende Karawane beschliesst. Ein Paradies für Aufspringer auf die offenen Allwetter-Plattformen! So auch für meinen eigenen Vater, wenn er allwöchentlich auf Spitalbesuch nach Männedorf unterwegs ist. Deshalb ruft unsere Mutter ihm mit ihrem wohlklingenden, hellen Aarauer Sopran über die noch unverbaute sogenannte Webersmatte unter unserem Glärnischstrass-Pfarrhausgarten alleweil nach: «Ned uufsprengel!»

Rechts nach dem einfachen Bahnwärterhäuschen mit seinem musealen Brikettöfchen ist in einem kleinen Anbau Fräulein Rüegg für Verkauf und Fallmaschenpannen am Wirken. Als häufiger Ausläufer meiner eigenen Familie darf ich bei ihr etwa alle vierzehn Tage kaputte gegen reparierte Nylonstrümpfe tauschen. Sie ist eine gmögige, liebenswürdige Frau von der Art der späteren Filmerscheinung «Miss Doubtfire», die immer ein gütiges Wort auf ihrer Zunge trägt.

### **Falkenplatz**

Eigentlich mündet die Zürichstrasse quasi direkt ins Restaurant «Falken» der Familie Schaltegger mit meiner Schulkameradin Vreni. Dort lockt die zentrale, gemütliche Dorfbeiz jedermann an. Rechts davon lebt im Obergeschoss eines alten Hauses Kunstmaler Thode, und darunter finden wir auf Böcken, freiluftig ausgelegt die zu malenden Fensterläden von Maler Vico Minelli. Singend oder opernhaft Vibrato pfeifend ist der Meister freiluftig an seiner Arbeit. Sein Bruder, der legendäre Severino Minelli (Sevi), ist gefeierter Rekordspieler unserer Nationalmannschaft, heute Vertreter von Winterthur-Unfall. Malers Sohn Vico geht mit meinem Bruder Hannes zur Schule und besitzt einen blitzend-leuchtenden Goldzahn. Er wird später einer der ersten «Blick-Redaktoren», über den man sagen wird «Blick sprach zuerst mit dem Toten». Minellis beinahe historischen kleinen Sonntags-Fiat nennen wir gerne «das Gartenhäuschen». Damit konnte er auch die kleine, gewölbte Monet-Brücke am Tobeleingang befahren.

Vis-à-vis befindet sich die Migros-Filiale für beschränkte Familienbudgets, jedoch von erster Qualität gemäss der sozialen Sendung Gottlieb Duttweilers (Dutti). Doch hier gehen noch lieber die besser situierten Damen von Goldbach und Schiedhalde ein und aus, während die Heselbacherinnen, also die körperlich arbeitenden Buezerfamilien, weiterhin in ihren Quartieren vom blechernen Migrosbus verköstigt werden. Wir Kinder sparen uns gerne einen Zwanziger ab, um bei heissem Wetter die ersten Eiscrèmes im Lande genüsslich abzulutschen. Die gibt es sonst noch nirgendwo! Zwischen Barriere und leicht erhöht, pflegt Coiffeur Strickler Buben- und Männerfrisuren. Dabei lässt er es selten bewenden, hat er doch ein subkutanes Sendungsbewusstsein, seine Klientel, mitunter auch meinen Pfarrvater, sanft, aber eindringlich unserem grossen Meister, eben seinem Christus, noch näher zuzuführen.

Am oberen Trottoir der endenden Zürichstrasse dann der Kinder verführende «Merkur». Fräulein Eberhard, die Schokolade-Königin, waltet hier gütig über Kundinnen, Mokka-duft, Süssigkeiten und gierige Kinderaugen, die sich nicht sattsaugen können an den Schau-

fenstern voller glitzernd gefüllter Bonbonschalen. Nicht immer, doch meistens gelingt es unseren Müttern, uns zerrende und wild täubelnde Kinder am Eckportal des Ladens vorbei zu lotsen unter der Versprechung «ein andermal dann».

### **Cinema Ideal**

Westwärts anschliessend ein ganz besonderes, neues Haus: Radio-Lehmann und sein Cinema Ideal. Zu letzterem fechten gerade zwei Pfarrherren auf der reformierten Kirchenkanzel von 1529 ein heiteres Duell miteinander aus. Es geht schlicht und ergreifend um den ethischen Qualitätsquotienten! Auf zehn gezeigte Filme entfallen nun höchstens zwei anständige, revolverfreie. Meinem Vater ist das zu wenig, weshalb er dieses Haus lieber geschlossen haben möchte. Sein Kanzelkollege Kurt Alder, Gemahl einer ausnehmend schönen Pariserin namens Madeleine, die ich kindisch als Madame Soulabé anredete, urteilt umgekehrt. Man lässt die beiden gelassen und kultiviert streitpredigen, ihr gegenseitiges Einvernehmen bleibt dennoch in keiner Weise getrübt. Im Corso am Zürcher Bellevue geniesst mein Vater später denn doch «Don Camillo und Peppone»! Als Magnet fürs junge Küssnachter Publikum besteht sofort auch der Fip-Fop-Club, für uns fünf Pfarrkinder folgerichtig eine gesperrte Zone. Sie schmerzt kaum. Übrigens noch: Diese Familie Lehmann, so tuschelt der Volksmund, hat einen besonderen Ahnen im Physikzimmer des Sekundarschulhauses an der Rigistrasse, nämlich als Skelett für die Einführung in die menschliche Anatomie ... *Se non è vero, è ben trovato!* Als grösste Sensation des Cinemas begeht das Dorf die Feier von Thomy Klameth, dem Geissenpeter in Johanna Spyris «Heidi»-Verfilmung.

Unvergessen bleibt die Gärtnerei Lameraner gegenüber: eine kleine wilde Oase mitten im Dorf! Dort bestaunen wir den kleinen Hund, den wir als Äffchen wahrnehmen, und seinen stinkend-rauchenden kleinen Dreirad-Minilastwagen.

### **Mitte**

Auf der rechten Seite dorfeinwärts nun zwei Textilläden: zuerst Fräulein Zollikers Unterwäsche, rosagänzende Mieder und Corsagen für Damen, für uns Buben doch eine fremde Welt. Daran anschliessend das familiäre Kleidungshaus Humm. Hier finden Männchen und Weibchen alles, was es von Zeh bis Scheitel zu bekleiden gibt. Mit priesterlich-gütiger, strenger Miene waltet Herr Humm in Berndeutsch über seine Verkäuferinnen, die zuvorkommend die Wünsche jeglicher Klientel zu stillen suchen. Auch unsere Mutter hält sich gelegentlich dort auf mit dem Nebeneffekt, dass Gisula und ich eine Viertelstunde lang alles genau studieren, was da so ausliegt, jedoch noch ohne jegliche Kaufgier, da manch kuriozes Stoffgebilde für uns ein offenes, fantasieorientiertes Rätsel bleibt.

Westwärts gegenüber mal drei bedeutendere Läden.

Zuerst das Schuhhaus Dosenbach mit Fräulein Billeter, der treuen Mitsängerin im reformierten Kirchenchor. Unvergessen bleiben im Gedächtnis die dortigen Röntgenapparate, in denen man seine eigenen Zehenknöchel, und erst noch in grünes Licht getaucht, bestaunen darf. Meine Mutter pflegt unseren Vater bei seinen Schuhkäufen mehr oder weniger gutmütig dorthin zu begleiten. Also lässt sie während einer Halbstunde Schuh um Schuh an ihrem Gatten anprobieren, um dann doch nicht fündig zu werden. Und mit



einem schlicht-netten Dankeschön der Verkäuferin mitzuteilen, dass man eben doch in die Stadt fahren müsse, um das Richtige zu finden. Beim Abendbrot dann wärmt Papa die ganze Szene noch einmal auf mit dem Vorwurf an seine Liebste: «Das chasch däre guete Seel doch ned hääremache», sich Schuh um Schuh zeigen zu lassen und dann cool den Laden verlassen! Und im Verhältnis drei zu zwei ergreifen wir fünf Kinder Partei für die böse Mutter.

Zweitens der Gemüsehändler Zbinden und seine flinken Helferinnen! Der Laden ist ein enger Schlauch, und was nicht Platz hat, wird draussen auf dem dort schmalen Dorfstrassentrottoir angeboten. Sowie eine Katze beim schnellen Lauf scheinbar tausend Beine hat, so hat Herr Zbinden tausend Füsse und Hände, und ich bewundere sein Zaubern weit mehr als das ganze Gemüseangebot, vom Rosenkohl (Röösllichöö) bis zur Dattel!

Drittens die grosse Drogerie Stärkle. Nur für Katholiken! Zugleich macht jene Familie das ganze Dorf lebendig: Einfach gefreute Kinder, so etwa Ruedi, der Top-Schlagersänger mit Ruedi Plüss zusammen am ökumenischen, fastnächtlichen JeKaMi-Abend, von Pfarrer Künzli im neu erbauten Kirchgemeindehaus organisiert.

Fortsetzung/Schluss im Jahrheft 2019.

# 1918–2018: Vor 100 Jahren kehrten die Schweizer aus Russland zurück (II)

Eugen Voss

## 2. 1918: Das Ende für die Schweizer in Russland

Der Umschwung in Russland verlief in dramatischen Etappen. Februar 1917: Revolution. Der Zar wird abgesetzt. Eine Provisorische Regierung aus Bürgerlichen und der sozialistischen Partei übernimmt die Überbrückung bis zum Abhalten einer den neuen Staat Konstituierenden Versammlung. Lenin verlässt Zürich und gelangt mit Hilfe des Deutschen Generalstabs nach Finnland. Im Oktober 1917 übernehmen die Bolschewiken, eine kleine Minderheit, die bei den Wahlen 8% der Stimmen erreicht hatte, mit einem geschickten Coup die Macht. Ab Januar 1918 folgen sich unter Regie von Lenin die Ereignisse Schlag auf Schlag. Die Bolschewiken treiben die gewählte Konstituierende Versammlung bei ihrer ersten Sitzung gewaltsam auseinander. Das Privateigentum wird verstaatlicht, Staat und Kirche werden getrennt, die staatlichen Strukturen aufgelöst. Alles, was eine Gesellschaft stabil hält, ist plötzlich nicht mehr gültig. Die bolschewistischen Kader verbinden sich unter Lenin mit den Anarchisten. Ihr erstes Ziel ist die Schaffung von Chaos.

Das geschah mittels einer Hasspropaganda, die das Unterste zuoberst wirbelte. Die labilen Elemente der Gesellschaft verbanden sich nach der Öffnung der Gefängnisse mit Kriminellen. Ihnen schlossen sich desertierte Soldaten an. Die Marodeure plünderten die Zeughäuser. Nun war alles erlaubt. Häuser und Wohnungen wurden gestürmt, die Besitzer auf die Strasse gestellt, der Wohnraum durch das Proletariat in Beschlag genommen. Passanten wurden auf der Strasse erschossen, Trampassagiere im fahrenden Wagen verhaftet und abgeführt. Marodierende Banden plünderten Läden. Mehrere Schweizer wurden getötet, viele verletzt. Von der Auflösung der Ordnung waren Banken, Handel, Industrie, Gewerbe, Transport, kurz alle und alles betroffen.

*«Hier handelte es sich um etwas Dämonisch-Unbehagliches, das die Bolschewiki-Herrschaft unwillkürlich einflösste, um das Gefühl, einer gesetzeslosen Gewaltherrschaft unterworfen zu sein, dem Terror, der vor nichts zurückschreckt... Und dieses Gefühl...beherrschte nicht nur die Bourgeoisie, sondern es kroch nach und nach in die ärmsten Wohnungen und nistete sich in allen Winkeln unauslöschlich ein... Das Volk stirbt vor Hunger und Elend! Nie hat man so viel Unglückliche, Kranke, Hungernde und Krüppel gesehen ...»<sup>1</sup>*

Das bedeutete auch die Zerstörung alles dessen, was Russlandschweizer geschaffen hatten. Sie wollten fliehen, konnten aber nicht. Das Land war nach allen Seiten hin geschlossen. Schweizervereine wurden gegründet, die sich unter der Federführung der Konsulate in Petersburg, Moskau und Odessa um die Ausreise bemühten. 8000 Schwei-

---

<sup>1</sup> Unter der Herrschaft des Bolschewismus, Erlebnisse von Russland-Schweizern. Zürich 1918. Rascher & Co. Verlag, Zürich. S. 7 ff.

zer mussten erreicht und informiert werden in einem Zeitalter, da das Telefon kaum verbreitet war. Das war enorm schwierig, weil inzwischen der Bürgerkrieg ausgebrochen war, der das ganze Land umfasste.

Friedrich Suter war als Chef und Mitbesitzer der vom Schweizer Bernhard Lerch gegründeten ersten russischen Gummibandweberei tätig gewesen. Er kämpfte sich als Vizekonsul in Moskau zu Lenin durch, der inzwischen vom Kreml aus regierte. Angesichts der mehrjährigen Obhut, die Lenin als Emigrant in der Schweiz gefunden hatte, opponierte er nicht gegen Suters Anliegen. Widerstand fand Suter jedoch bei anderen der in der Sache zuständigen Bolschewiken, was sein brennendes Anliegen in die Länge zog.

Endlich gelang es, den ersten von vier Zügen von Moskau nach Petrograd zu bekommen. Fritz Sulzer war in Russland als Textilmaschinenmechaniker tätig gewesen. Er schildert die Reise wie folgt:<sup>2</sup>

*«Abends um 6 Uhr hatten sich alle Mitreisenden mit ihrem Gepäck auf der Güterstation des Petersburger Bahnhofs (Bahnhofstation in Moskau, E.V.) einzufinden. Zu genanntem Zeitpunkt bewegte sich denn auch ein nicht enden wollender Zug von Schlitten, Lastfuhrern, Fussgängern dem Sammelpunkt zu. Auch unsere Zugs- und Wagenchefs trafen pünktlich ein, kenntlich an den roten Feldbinden mit dem weissen Kreuz. Sämtliche Gepäckstücke, auch die kleinsten, waren kenntlich gemacht durch aufgeklebte Etiketten mit dem eidgenössischen Kreuz. Der Schweizerzug sollte ursprünglich nur aus Güterwagen bestehen. Auf dringendes Bitten unseres Vizekonsuls, Herrn F. Suter, und unseres Schweizer Komitees wurde zum Schluss doch noch erreicht, dass für ganz kleine Kinder, alte Frauen und Männer, sowie Kranke zwei alte Wagen dritter Klasse angehängt wurden, so dass unser Zug aus zusammen 15 Wagen bestand. Zu unserem Glück war in jedem Güterwagen je ein kleiner Ofen aufgestellt. Vom Konsulat war bereits früher die Weisung ausgegangen, Beile und Sägen, sowie kleine Leitern mitzubringen. Es begann daher bald nach der Ankunft der Reisenden eine fieberhafte Tätigkeit. Von überall wurde Holz, ich muss es leider sagen wie es war „zusammengestohlen“, dasselbe zersägt, gespalten und in jedem Wagen ein Vorrat aufgestapelt, zugleich von überall her Bretter hergeschleppt, um die Sitzplätze und Liegestellen für Frauen und Kinder zu errichten, die Laternen in Stand gestellt, denn ein jeder hatte an Kerzen mitgebracht, was noch zu bekommen war. Wo keine Leitern vorhanden waren, wurden noch welche zusammengezimmert, denn ohne diese wäre es Frauen und Kindern unmöglich gewesen, in die Wagen ein- und auszustiegen. So wurde nun unter Leitung der Wagenchefs lustig gearbeitet, um alles so bequem wie möglich einzurichten und unser Los zu erleichtern. Die Wagenchefs waren speziell dazu da, die vom Zugchef ausgegebenen Mitteilungen betreffend Aufenthalte, Verpflegungspunkte usw. bekannt zu geben.*

*Nachts um 9 Uhr traf dann unser Vizekonsul, Herr Suter, mit einigen Mitgliedern des Komitees ein, und mir wurde die Ehre zuteil, den Kuriersack und die Koffern zu übernehmen, um diese der schweizerischen Gesandtschaft in Petersburg zu überliefern. Das war ja ein verantwortungsvolles Amt, da, wie mir vertraulich mitgeteilt wurde, gerade dieser*

---

<sup>2</sup> Fritz Sulzer, Meine Erlebnisse in Russland während des Krieges und der Revolutionszeit. Winterthur, Selbstverlag 1920

*Kurier eine äusserst wertvolle Sendung darstellte und bei einer solchen Reise in diesen Zeiten, wo Gewalt über Recht ging, Überraschungen nicht ausgeschlossen waren.*

*Endlich um halb 12 Uhr nachts rollte der Zug langsam aus dem Güterbahnhof ab, nachdem wir alle herzlich Abschied genommen hatten von unserem hochverdienten Vizekonsul, Herrn Suter, sowie von den zurückbleibenden Landsleuten, die dazu berufen waren, unsere Rechte gegenüber der Bolschewikeregierung zu verteidigen. Wie mancher dieser Braven mag inzwischen schon im Gefängnis geschmachtet haben, oder ist eventuell in die Rote Armee eingereiht worden, denn nach Berichten unseres Departement des Auswärtigen über den Wortlaut eines Telegramms unseres Schweizerkonsuls, Herrn Baltis, in Finnland (Hafenstadt Åbo) ist wenig Hoffnung vorhanden, dass den Zurückgebliebenen ein anderes Schicksal beschieden ist. Nach viertägiger Tag- und Nachtfahrt langten wir endlich abends 6 Uhr auf dem finnischen Bahnhof in Petersburg an.<sup>3</sup>*

*Hier sollte sich nun auch die Petersburger Abteilung (ca. 80 Personen) unserem Zug anschliessen, um mit uns die Reise nach der Heimat anzutreten. Die Sache hatte aber einen Haken, denn die Herren in Petersburg hatten bis dahin noch nicht die Möglichkeit gefunden, ihre Passangelegenheiten in Ordnung zu bringen, so dass wir Moskauer am anderen Morgen allein der langersehnten finnischen Grenze zufahren mussten. Um 08.30 Uhr fuhren wir von Petersburg ab, begleitet von einem Kommissär (einem Letten), der uns später an der Grenze sehr wertvolle Dienste leistete. In Bielostrow, der Grenzstation, trafen wir zirka um 10 Uhr morgens ein, und da begann auch sogleich die Gepäckrevision, die waggonweise und zwar anfangs mit grösster Schärfe durchgeführt wurde.»*

Es war Winter und bitterkalt. Die Kontrolle dauerte bis in die nächste Nacht. Dann endlich konnte das Gepäck von Fuhrleuten, die bestochen werden mussten, mit Schlitten über die Grenzbrücke gefahren werden. Auf finnischer Seite folgte eine nicht weniger minutiöse neue Überprüfung. Endlich konnten die «Flüchtlinge» in einem finnischen Zug mit richtigen Passagierwagen zur Hafenstadt Åbo weiterreisen. Von hier ging es nach Stockholm und schliesslich zu Schiff ins deutsche Sassnitz. Erneute Kontrolle durch die Deutschen, schliesslich die letzte Fahrt in einem schweizerischen Personenzug, der zuvor Russen nach Russland gefahren hatte und in unvorstellbar miserablen Zustand ankam. Er war erst benutzbar nach zweitägiger Reinigung durch die Männer unter den Heimkehrenden unter Einsatz von Feuerwehrschräuchen und nach technischer Instandsetzung durch deutsche Eisenbahnmonteuere.

Nach schwieriger Fahrt durch das kriegsversehrte Deutschland kam der Zug am 7. März 1919 in Basel an. Der Empfang durch Regierung und eine begeisterte Bevölkerung war sehr herzlich. Anschliessend wurden die vom Schicksal hart Betroffenen in ihre Bürgerorte befördert, die nun für sie zuständig waren. Es war erschütternd und demütigend für die noch wenige Monate zuvor wohlhabenden, ja reichen Menschen, nun armengeösssig zu sein.

Dramatisch verlief auch die Rückkehr der Schweizer aus Odessa und Umgebung. Jakob Etterlin, der damalige Vizekonsul, schilderte die Ereignisse.<sup>4</sup> Die intakt gebliebenen

---

<sup>3</sup> 600 km, heute mit dem Expresszug in 6 Stunden zu schaffen.

<sup>4</sup> Russlandschweizer und das Ende ihrer Wirksamkeit. Rascher Verlag, Zürich und Leipzig, 1938, S. 19 ff.

Teile der kaiserlichen Armee wurden in ihrem Kampf gegen die Bolschewiken durch Engländer und Franzosen unterstützt. Aber die aus dem Nichts gestampfte Rote Armee gewann die Übermacht auch im Süden. Der Oberbefehlshaber der französischen Truppen, General Freudenberg, organisierte einen Dampfer, um seine Truppen aus Odessa zu evakuieren. Er machte den Schweizern den Vorschlag, sie könnten mitreisen. Die Kolonie hatte sich am 7. Februar 1920 an Bord des Dampfers «Sparta» zu begeben. Der französische und der schweizerische Konsul und ihre Mitarbeitenden sollten sich als Letzte am 8. Februar einschiffen. Sie waren mit zahlreichen Koffern mit Akten schon unterwegs zum Schiff, als die Artillerie der Roten den Hafen beschoss und die Infanterie schon in dessen Nähe kam. Der Kapitän der «Sparta» hatte aber das Schiff aus dem Hafen bereits auf See gefahren, als sie eintrafen. Es gelang dem Konsul, ihn zur Rückkehr zu bewegen. Die Konsulatsangehörigen konnten sich an Bord retten, aber für die Akten reichte die Zeit angesichts der Beschiessung nicht mehr. Durch gefährlich stürmische See gelangte die «Sparta» mit Not in den Bosphorus und schliesslich nach Marseille.

Wie sich die Einweisung der Heimgekehrten in ihre Heimatgemeinden abspielen konnte, erfuhr ich von Nina Lütshg, der älteren Schwester meines Gymi- und Musikfreundes Andrej Lütshg. Nina war Weissnäherin und kam zu meiner Mutter auf Stör. Manchmal gesellte ich mich zu ihr und hörte ihren beiläufigen Erzählungen zu. Die Familie Lütshg, deren Vorfahren als Färber aus Mollis ausgewandert waren, kam mit dem Zug in Mollis an. Hier war die Begrüssung nicht so feierlich wie in Basel. In ihren alten Tagen wurde Nina Lütshg von Mitarbeitern des Osteuropainstituts der UZH interviewt. Mit Freude stiess ich in einer Veröffentlichung desselben auf die genaue Schilderung ihrer Ankunft in Mollis.

*Als sechsjähriges, unterernährtes Mädchen war Nina Lütshg damals mit der Familie in ihre Heimatgemeinde Mollis gekommen. Weder Vater noch Mutter hatten von diesem Dorf je gehört. Sie waren vom «Russlandschweizerbüro» in Bern, das als amtliche Stelle seit 1918 die massenhafte Rückkehr von Russlandschweizern regelte, nach Mollis verwiesen worden. Die einst wohlhabende Familie wurde in der Stammheimat fürs erste armengeössig. «Das war furchtbar am Anfang», erinnert sich Nina. «Die Leute vom Dorf brachten uns Kleider und Esswaren. Gutgemeint, sicher, aber wir konnten das fast nicht annehmen. Das waren doch Almosen. Wir, die Lütshgs, am Bettelstab! Das war eine unerträgliche Vorstellung.»*

Das Gefühl der sozialen Deklassierung war jedoch nur *ein* Problem unter anderen. Das «Sich-fremd-Fühlen» in der eigenen, d. h. nominellen Heimat war weit gravierender und kam einem Kulturschock gleich. Nina drückte es im Gespräch mit uns treffend aus: *«Meine Eltern hatten ganz vergessen, dass sie Schweizer waren.»* Nach kurzem Nachdenken über ihren Vater fügt sie hinzu: *«Er war russischer als russisch.»* Die Heimat war für ihn zur Fremde geworden, an die er sich nicht anpassen konnte und wollte. *So verbot er zum Beispiel seinen Kindern, zu Hause deutsche Vokabeln zu benutzen oder das eben gelernte Glarnerdeutsch zu erproben. In Anwesenheit ihrer Eltern sollte nur russisch gesprochen werden. Wer sich nicht dran hielt, musste drakonische Strafen, «russische» Strafen fürchten.*

*Umgekehrt brach auch die Ablehnung der Einheimischen gegenüber diesen «Papierlischwyzern», wie sie oft verächtlich genannt wurden, immer wieder durch. Die erste*

Schulzeit in Mollis war für die Kinder alles andere als eine angenehme Heimerfahrung. «In der Schule galten wir einfach als Ausländer. Italiener wären noch gegangen, aber Russen waren völlig Fremde...» Auch der Heimweg aus der Schule gestaltete sich oft als Spiessrutenlaufen. Noch heute, nach sechzig Jahren, hört Nina die Spottverse der Molliser Schlingel... «Russehegel – Chatzegegel» ... Nina sagt, sie fühle sich als Schweizerin eben russisch.<sup>5</sup> Sie hatte das Glück, einen bekannten Schweizer Architekten zu heiraten und hatte mit ihm mehrere Kinder. Die Familie wohnte im Schloss Wetzikon.

Auch die Familie Morozow verlor alles. Die mustergültige «Industriestadt» in Twer wurde verstaatlicht, der Bruder von I. A. Morozow wurde verhaftet und eingekerkert. Vaters ehemaliger Studienkollege und Chef verlor auch seine bedeutende Sammlung von Impressionisten und Expressionisten, nach einer Schätzung von Sotheby hätte sie heute Milliardenwert. I. A. Morozow entkam nach Paris, wo er Freunde in der Kunstszene hatte, übersiedelte dann nach London und starb in Karlsbad/Tschechoslowakei.

### **Die Begegnungen beginnen**

Meine erste Begegnung mit einer Russin hatte ich mit vier Jahren. Sie hiess Vera. Auf der Flucht aus Russland hatte sie Berlin erreicht. Dort erkrankte sie an Tuberkulose. Die Ärzte schickten sie in eine Lungenheilklinik nach Leysin. Nach einjähriger Kur empfahl man ihr dringend, womöglich noch eine Zeit lang in der Schweiz zu bleiben. Meine Mutter vernahm davon und nahm Vera zu uns. So bekam ich unerwartet ein «Kindermädchen».

Mutters Kinder- und Jugendfreundin Eugenie Müller hatte es mit Mann, Zwillingen und zwei Schwestern nach Dresden verschlagen. Tante Genia kam recht oft zu uns nach Küssnacht. Einmal fragte sie mich zwei Tage vor Vaters Geburtstag: «Hast Du Papa ein Geschenk?» Verlegen antwortete ich: «Nein.» «Dann machen wir ihm eine Überraschung. Ich zeige Dir, wie Russisch lesen geht. Ich war sofort einverstanden und dachte für mich: «Wenn es nur das ist? Nur nicht basteln oder zeichnen!» Um das Geheimnis zu wahren, weihte sie mich nicht im Elternhaus, sondern in meinem Indianerzelt im Garten in die kyrillische Schrift ein. Am ersten Tag kam das Alphabet, am zweiten war das Lesen dran. Am Geburtstag las ich den Eltern eine kurze Kindergeschichte vor. Vater war zu Tränen gerührt.

### **Schiedhaldensteig 32 als Begegnungsort**

Die ersten Begegnungen mit heimgekehrten Russlandschweizern hatte ich in Küssnacht. Alexander Fornallaz hatte in Russland ein Ingenieurstudium absolviert und als Ingenieur gearbeitet. In der Schweiz fand er keine entsprechende Arbeit und war froh, bei der Fotofirma Agfa eine Vertreterstelle zu finden. Seine Frau Olga, gebürtige Russin aus Samara, war Konzertpianistin. Aber niemand in der Schweiz hatte auf sie gewartet. Sie fand eine Anstellung beim Kino «Capitol» in Zürich. Die Filme waren damals stumm. Ihre Aufgabe bestand darin, sie mit Musik zu untermalen. Bei Frühling auf der Leinwand säuselte sie auf dem Klavier, bei Gewitter liess sie Blitze zucken und Donner rollen, bei Krie-

---

<sup>5</sup> «Schweizer im Zarenreich. Zur Geschichte der Auswanderung nach Russland.»  
Verlag Hans Rohr, Zürich, 1985, S. 204 f.

gen spielte sie Militärmusik und machte Schlachtenlärm. Erst als ich Jahre später Musik studierte, verstand ich, was für eine enorme Begabung stundenlanges bildbezogenes Improvisieren verlangte.

Ein anderer junger Heimkehrer, Alexander Bernhard, war ebenfalls Ingenieur und fand ebensowenig eine Stelle. Also machte er eine Metzgerlehre, arbeitete zuerst in einer Metzgerei, dann eröffnete er an der Stadelhoferstrasse das winzig kleine russische Restaurant «Newa». Als der Erfolg unerwartet gross war, zog er an den Walcheplatz und eröffnete dort das viel grössere «Trojka». Sein Erfolg übertraf alle Erwartungen, und er übernahm in Stäfa das «Seerestaurant».

Die jüngeren Heimkehrer schafften es, eine Existenz aufzubauen. Ich triumphierte innerlich, als die Tochter eines repatriierten Käfers vom Departement des Äusseren in die Schweizer Botschaft nach Moskaus entsandt wurde. Die Älteren blieben bis zum Lebensende von der staatlichen Hilfe abhängig.

Schon 1918 gründeten die ersten Heimkehrer die «Vereinigung der Russlandschweizer». Ihre Aufgabe war es, beim Bundesrat um die Entschädigung der in Russland erlittenen Verluste zu kämpfen. Um es gleich zu sagen: ihre Bemühungen waren und blieben erfolglos. Nur der Hilfsfonds der Russlandschweizervereinigung, die «Secrusse» bekam eine einmalige Zuwendung in der Höhe einer Million Schweizerfranken. Die Verluste der Russlandschweizer betragen, auf heutigen Wert umgerechnet, zwei Milliarden Schweizerfranken.

Die Sektion Zürich der Russlandschweizervereinigung, deren Kassier mein Vater war, wurde zum Rahmen einer regen gesellschaftlichen Betätigung. Es gab kulturelle Veranstaltungen, Vorträge, eine Jahresversammlung, ein Neujahrsfest. Die beiden Letzteren füllten jeweils den grossen Saal des Hotels «Elite» an der Bahnhofstrasse und waren ausgesprochen fröhlich. Ein Chor trug russische Lieder vor, junge Mitglieder zeigten virtuose russische Tänze, was mir als Bub, der ich damals war, viele Einblicke in die verlassene Heimat Russland gab.

Am Schiedhaldensteig 32 trafen sich im Sommer der Vorstand der Zürcher Sektion, ebenso die Kommission der in Zürich ins Leben gerufenen Russischen Bibliothek, oder ganz einfach Freunde und Bekannte meiner Eltern. Es gab auch einige Junge unter ihnen. Da erwies es sich als grosser Vorteil, dass Vater sich einen schönen Umschwung Land um das Haus gesichert hatte. Das erlaubte Spiele mancher Art und brachte den in der Stadt jetzt in ärmlichen Verhältnissen lebenden Menschen eine grosse Freude.

Im Winter waren die Gäste meiner Eltern im Haus. In der Stube stand ein grosser Esstisch. Nach dem «russischen Tee», zu dem meine Mutter selbst hergestellte Gebäcke aus ihrer Heimat beitrug. Nach dem Tee trennten sich die Damen und die Herren. Die Damen unterhielten sich weiter rund um den Esszimmertisch, letztere begaben sich in das grossräumige Zimmer, das vom Architekten auf den Plänen für den Hausbau für mich unverständlich als «Herrenzimmer» bezeichnet worden war. Hier wurden Papirossy geraucht und Gespräche über andere Themen geführt. Ich gesellte mich zu den Männern und erfuhr dabei viel aus ihrer anderen Heimat, was mich faszinierte.

Herr Würigler war in Südrussland Besitzer einer Zuckerfabrik gewesen, der eine Wodkabrennerei angegliedert war. Als er «von früher» erzählte, verstand ich, weshalb er beim

Tee sein Teeglas bis zu einem Drittel mit Zucker füllte, den er hernach gar nicht umrührte. Er war halt an Zucker im Überfluss gewöhnt. Und von Wodka wurde im Kreis dieser Herren auch gesprochen. Sie erzählten sich gegenseitig ihre Rezepte und konnten sich über die Stärke ihres Getränks ereifern. Die einen standen auf 40, die anderen auf 42 Grad Alkoholgehalt. Übrigens hatte man damals mit Wodka einen ganz anderen Umgang als im heutigen Russland. Man trank ihn aus Wodkagläschen, die vielleicht zwei Kubikzentimeter fassten. Heute beginnen die Russen in den Restaurants mit «Sto gramm», hundert Gramm, die in Wassergläsern serviert werden.

In Ehrfurcht erstarrte ich damals, als Herr Leuzinger von seinem Gut sprach. Es erstreckte sich über ein Gebiet von 500 Quadratkilometern («so gross wie der Kanton Zug», sagte er). Auf diesem Gebiet befanden sich zahlreiche Dörfer und Marktflecken. Neben seinem Gutshaus hielt er eine Wolfskoppel. Ich war zu schüchtern, um zu fragen, wozu er die denn brauchte.

Alt Vizekonsul Etterlin aus Odessa war selten bei uns, weil er zu weit weg wohnte. Alt Konsul Friedrich Suter gehörte natürlich auch zur Vereinigung, war aber zurückhaltend in seinen Äusserungen und sprach nie von seiner aufopfernden Tätigkeit für die Rückführung seiner Landsleute. Ich konnte mich mit seinem Sohn und dem Töchterchen unterhalten, die aber viel jünger waren, weshalb unsere Gespräche nicht ergiebig und das gemeinsame Spielen nicht so lustig war.

Meine Mutter hatte mit zwei Frauen besonderen Austausch. Das waren Angelika Suter, die Frau von Konsul Suter und Katharina Fischer, die Gattin von Georg Fischer, dem Besitzer der schaffhausischen Giesserei G+F. Die drei Damen gehörten zur Gruppe, die 1935 in Zürich die erste russisch-orthodoxe Kirchgemeinde gründete und die von Frau Fischer geleitet wurde. Weil die allermeisten Gemeindeglieder arm waren, mussten sie sich mit einem grossen Kellerraum in einem Mietshaus an der Haldenbachstrasse in Zürich zufrieden geben. Mein reformierter Vater steuerte Zierleisten für den Ikonostas bei. In dieser «Katakombe» erlebte ich als Kind die ersten orthodoxen Gottesdienste. Die mitternächtliche Osterfeier beeindruckte mich nachhaltig. Weil nach Mitternacht keine Autobusse mehr fuhren, wanderten meine Mutter und ich zu Fuss nach Küsnacht zurück, was nicht minder eindrücklich war als der Gottesdienst, der im dreimaligen Ausruf «Christos voskrese», «Christus ist auferstanden» gipfelte. Dieses tief eindrückliche Glaubenszeugnis begleitete mich mein Leben lang. Wenn wir am Schiedhaldensteig ankamen, zeichnete sich im Osten schon die Morgendämmerung ab. Übrigens fragte meine Mutter vor jedem Kirchgang meinen Vater, ob er mit dem Gottesdienstbesuch einverstanden sein könnte, ich war ja reformiert getauft und sollte so unterrichtet werden.

### **Ein grosses Denkmal für die Russlandschweizer**

Nicht lange nach der Gründung des Osteuropainstituts an der Universität Zürich und der Berufung von Professor Carsten Goehrke zu ihrem Leiter war einer seiner Mitarbeiter, Urs Rauber, zu Fuss in der Stadt unterwegs. Seine Augen wurden aus irgendeinem Grunde von Karteikarten angezogen, die für die Kehrlichtabfuhr bereitgestellt waren. Er warf einen prüfenden Blick auf das Material und entdeckte – das Archiv der 1918 gegründeten Schweizerischen Vereinigung der Russlandschweizer. Er konnte den Besitzer dieses Ab-



fuhrgutes ausfindig machen und bekam die Erlaubnis, das Material an sich zu nehmen. So kam die Kartei in das neue Osteuropainstitut. Es wurde zur Grundlage einer Jahre währenden Sichtung, Untersuchung und Auswertung des Russlandschweizertums. Die Arbeit führte zu zahlreichen Veröffentlichungen. Durch sie fand ich Zugang zu einer systematischen Darstellung des Russlandschweizertums, die meine in der Kindheit empfangene «oral history» gewaltig überstieg. Viele Informationen zu diesem Aufsatz habe ich durch sie empfangen. Nach Beendigung der minutiösen Auswertung wurde das ganze Russlandschweizerarchiv 2013 dem Schweizerischen Sozialarchiv in Zürich übergeben, wo es der Nachwelt zugänglich ist. So sind die Russlandschweizer zu einem Denkmal gekommen, das sie alle überrascht und tief gefreut hätte.<sup>6</sup>

---

<sup>6</sup> Im Internet: Russlandschweizer Archiv – RSA